

Roger Manderscheid, *Die Dromedare*

Jeff Thoss*

1973 war es soweit. Im lochness-Verlag erschien ein Werk, an dessen Existenz man bis dahin wohl nicht recht glauben wollte. Ebenso wenig wie an die des Ungeheuers, das im berühmten schottischen See leben soll. Als »erster moderner Roman aus Luxemburg« wird dieses Buch ein Vierteljahrhundert später in einer Neuauflage angekündigt. *Die Dromedare* heißt es, ein Titel, der mit Blick auf das Luxemburg der Siebzigerjahre genauso exotisch erscheint wie der Name seines Verlags. Musste der Autor des Buchs, der damals vierzigjährige Roger Manderscheid, seinen Stoff also fernab der Heimat suchen, um einen wahrhaft modernen luxemburgischen Roman zu schreiben? Weit gefehlt – *Die Dromedare* kann man gar nicht anders denn als Luxemburg-Roman bezeichnen. Zumindest für seinen unmittelbaren historischen Kontext ist es sogar der Luxemburg-Roman schlechthin. Seine Modernität gewinnt der Roman nicht, indem er irgendein neues Sujet für die luxemburgische Literatur erschließt. Seine Modernität besteht eher darin, partout kein Roman sein zu wollen. Roger Manderscheid schreibt eine Prosa, wie sie in etwa zur gleichen Zeit von Autoren wie Samuel Beckett, Peter Handke oder Georges Perec praktiziert wurde. Mit einer klassischen drei-Akt-Struktur, psychologisch komplexen Figuren und einem Erzähler, der alle Fäden in der Hand hält, ist also nicht unbedingt zu rechnen. Stattdessen erwartet uns eine schier endlose Vielfalt an Sprachspielen, die sich allerdings hinter einer überaus strengen Struktur versteckt.

Die Dromedare besteht aus vier Teilen. Ihre Überschriften lauten: »von 8:00 bis 10:00«, »von 10:00 bis 12:00«, »von 14:00 bis 16:00« und »von 16:00 bis 18:00«. Jeder dieser Teile enthält zwanzig kurze Kapitel, von denen die ungeraden zehn unterschiedlichen Figuren und alle geraden einem Figurenpaar zugeordnet sind. In dieser überaus regelmäßigen und geradezu mechanischen Organisation des Texts kann man bereits eines der großen Themen dieses Romans erkennen, der uns die westliche Nachkriegsgesellschaft, frei nach Adorno, als durch und durch verwaltete Welt präsentiert. Die als

*<https://buecherpodcast.net>; jeff.thoss@buecherpodcast.net.

Titel fungierenden Uhrzeiten legen als Zeitspanne des Romans einen regulären Acht-Stunden-Arbeitstag mitsamt einer Mittagspause fest. Was seinen Schauplatz angeht, ist *Die Dromedare* nicht ganz so explizit. Es finden sich allerdings einige Passagen, die den Ort der Handlung (wenn es denn eine gibt) als ein unscheinbares Bürogebäude charakterisieren, wie etwa folgende: »in einem gebäude; auf einem stockwerk; in einer abteilung mit zweiundreissig zimmern, zu je sechzehn rechts und links von einem langen korridor«. Möchte man den Roman als irgendwie realistisch lesen, könnte man ihn also erst mal als Beschreibung oder Erzählung eines ganz normalen Arbeitstags in einem ganz normalen Büro angehen.

Aber wer sind nun die Menschen, die sich hier aufhalten, und was tun sie den ganzen, langen Tag über? Doch wohl nicht wirklich arbeiten? Manderscheids Charaktere heißen: Zoller, Reuter, Wagner, Kaiser, Bauler, Becker, Huber, Kremer, Heller, Reiser und Steiner. Wer mitgezählt hat, kommt auf elf Namen; auf den einer zwölften Figur komme ich noch zurück. Jedenfalls erscheinen diese Namen ebenso genormt und reguliert wie die Ort- und Zeitstruktur der *Dromedare*. Es sind austauschbare Allerweltsnamen, hinter denen keine Individuen, sondern gesichtslose männliche Durchschnittsbürger stecken. Auf den kleinen Portraits, die jedes Kapitel einleiten und vom Autor selbst gezeichnet sind, haben die Figuren tatsächlich keine Gesichter und bestehen aus bloßen Umrissen. »ich bin ein leut« lautet dementsprechend die Schlussfolgerung einer Figur. Dieser Persönlichkeitsverlust erscheint im Text als eine Art *déformation professionnelle*. Er geht Hand in Hand mit dem Angestelltendasein, das die Figuren führen. Wo bei Franz Kafka die Bürokratie den Menschen in unergründlichen Labyrinthen von sich selbst entfremdet, so tut sie es bei Roger Manderscheid durch schieren Stumpfsinn, durch eine Automatisierung von Handeln und Denken. Das Ergebnis sind, in den Worten eines der Protagonisten, »vollautomatische opfer ihres berufs«.

Die 1970er gelten gemeinhin als Dekade des wirtschaftlichen Strukturwandels in Westeuropa, weg von der Industrie und hin zum Dienstleistungssektor. Dies gilt natürlich auch für Luxemburg, das seine schwächelnde Stahlindustrie insbesondere durch den Ausbau des Bankenplatzes aufzufangen versuchte. Aber wer in der Dienstleistungsgesellschaft einen Fortschritt erkennen mochte, in der Ablösung von körperlicher durch vermeintlich geistige Arbeit gar eine Befreiung des Menschen, dem widersprechen *Die Dromedare* bereits zu Beginn dieser Entwicklung. Ob Hochofen in Esch-Belval oder Bürokomplex am Boulevard Royal, in Sachen Mechanisierung des Lebens ist da kein großer Unterschied bei Roger Manderscheid auszumachen.

Den vier Teilen seines Romans hat der Autor vier Zitate Albert Camus vorangestellt, die die Möglichkeiten eines Ausbruchs aus der sprichwörtlichen »métro, boulot, dodo«-Routine diskutieren. Für den französischen Philosophen führte der Weg in ein selbstbestimmtes Leben bekanntlich über einen Prozess des Bewusstwerdens. Nur wer die Absurdität seiner Existenz und seiner mechanischen Lebensweise erkennt, kann sich in einer permanenten Revolte gegen sie auflehnen, ohne die Absurdität freilich je endgültig

zu überwinden. Ist das also der Weg, den Zoller, Reuter, Wagner, Kaiser und ihre Kollegen beschreiten müssen und vielleicht gar beschreiten werden? Schauen wir uns einige der Figuren und die dazugehörigen Texte genauer an.

Im ersten Kapitel, das Steiner zugeordnet ist, sitzt dieser offenbar in seinem Büro und schaut aus dem Fenster, während er einen Brief schreibt oder zumindest schreiben sollte. Der Text besteht aus der Variation und Permutation einiger weniger Satzelemente, wie etwa:

ich sitze vor einer weissen wand, es ist neun uhr achtunvierzig. ich sitze vor einer weissen wand, die einmal weiss war. ich sitze vor einer farblosen wand, die einmal weiss gewesen ist. der kugelschreiber in meiner hand ist blau. der kugelschreiber in meiner hand ist so blau wie blaue tinte. schritte sind im flur zu hören. einzelne schritte sind im flur zu hören, die an den türen entlang schlürfen.

Das geht gut drei Seiten so, bis die einzelnen Bausteine noch einmal der Reihe nach aufgelistet werden und das Kapitel abbricht. Eine Epiphanie der Figur sucht man hier vergeblich. Vielmehr scheint Steiner die Sinnlosigkeit seines Handelns oder, besser, Nicht-Handelns auf die Spitze zu treiben in diesem Text, der auch sprachlich auf der Stelle tritt. In der Sprache findet sich aber auch – paradoxerweise – eine Möglichkeit des Widerstands gegen die Leere der Angestelltenexistenz. Zwar besteht der Text hier wie auch anderswo größtenteils aus sinnentleerten Sprachfetzen, er stellt diese Sinnentleerung allerdings auch aus, schafft bei seinen Leser*innen somit ein Bewusstsein für die Aushöhlung des Daseins, der man in Manderscheids Büroräumen auf Schritt und Tritt begegnet. Zudem nutzt der Autor den Leerlauf der Sprache für durchaus kunstvolle Sprachspiele.

Die Dromedare wird insgesamt von dieser Spannung durchzogen: Einerseits hat der Roman eine erdrückende und paralytierte Gesellschaft zum Gegenstand, andererseits mobilisiert er große Freiheiten in der Darstellung dieses Gegenstands. Wenn den Figuren ein selbstbestimmtes Leben vorenthalten bleibt, so – das könnte die leise, aufklärerische Hoffnung des Buchs sein – mag mit Hilfe der sprachlichen Vermittlung zumindest im Publikum ein Denkprozess angestoßen werden. In diesem Roman über die Dienstleistungsgesellschaft ist die Sprache die große »Dienstleistungsverweigerin«. Sie kommuniziert nicht einfach Inhalte, bildet nicht einfach eine Welt ab. Stattdessen erschafft sie sich über die Verarbeitung von Sprachmaterial ihre eigenes Reich und befreit sich von der Forderung, überhaupt etwas darstellen zu müssen. Deshalb greift es wohl auch zu kurz, *Die Dromedare*, wie zu Beginn suggeriert, als irgendwie realistische Erzählung eines Bürotags zu lesen. Dann wäre man nämlich in der Logik des »Funktionieren müssens« gefangen, der der Roman mit allen Mitteln zu entkommen versucht.

Ein paar weitere Beispiele aus dem Text sind hier wohl angebracht. Beckers Kapitel etwa drehen sich geradezu zwanghaft um die Themen Fußball, Autos und Hi-Fi Technik.

Manderscheid stellt einzelne Aussagen in schneller Abfolge hintereinander, bis irgendwann alles ineinander übergeht. Ein Beispiel:

er lobt die verbesserte auspuffschalldämpfung, den bremskraftverstärker, die endlich abgebauten dröhngeräusche. der hölzerne hasselblatt sei viel zu spät ausgetauscht worden, dafür habe scholer einspringen dürfen, der aber für die erste amateurliga nichts ausser gutem willen mitbringe. man müsse sich an die schräge beinposition erst gewöhnen. der wohnraum erhalte mit der neuen technik der stereofonie viel von der unverwechselbaren atmosphäre des konzertsaaes, oder etwa nicht?

In dieser Montage kann man eine etwas selbstzufriedene Demaskierung bürgerlicher Kleingeistigkeit sehen. Es handelt sich aber auch um eine virtuose Sprachkomposition, die die an sich banalen Äußerungen Beckers auf Assoziationen und Doppeldeutigkeiten abklopft, um ein eigenes Gewebe daraus zu spinnen.

Am besten gelingt Manderscheid dieser subversive Umgang mit der Alltagssprache in den Wagner-Kapiteln. Sie sind sowieso ein unbestrittener Höhepunkt der *Dromedare* und sollten längst zur Pflichtlektüren in luxemburgischen Schulen gehören. Man liest hier ein bitterböses Loblied auf Luxemburg-Stadt, in dem sich eine hohle Phrase an die andere reiht, kein Klischee fehlen darf und ein Wortspiel das nächste jagt. Hören wir mal rein in Wagners überaus zitierfähigen Monolog: »frisch gestrichen die banken im park vermehren sich lautlos« heißt es da etwa mit Blick auf die bereits erwähnte Expansion der Finanzwirtschaft. Beliebtes Ziel von Manderscheids Spott ist insbesondere ein Provinzialismus, der sich seiner Provinzialität nicht einmal bewusst ist: »künstler werden hier künstler; künstler genies; nach zweiundzwanzig wird der schüler student, der lehrer professor, der bock gärtner, herr gerne groß.« Und immer wieder geht es ans Eingemachte, an luxemburgische Nationalmythen, die vom Text genüsslich zerlegt werden: »wo gibt es denn das noch? massvoll sein und dreisprachig, im schnittpunkt zweier kulturen liegen, zwischen den stühlen, als zuschauer, die das nachsehen haben.«

Während Wagner, Becker & Co. ihren Achtsturentag absitzen, geht es in den *Dromedaren* also auch alles andere als bürokratisch zu. Auf sprachlicher Ebene findet eine anarchische Auflehnung gegen die Monotonie des Büroalltags statt. Dieser Konflikt zwischen einer nervtötenden und züchtigenden Arbeitswelt auf der einen Seite und einem Bedürfnis nach ungebändigter Kreativität auf der anderen wird auch mehrfach in thematischer Weise aufgegriffen. Einige Figuren flüchten sich nämlich ganz bewusst in Fantasiewelten. Da wären etwa Huber, der sich einen Frauentausch im Mehrfamilienhaus ausmalt, oder Reiser, der in seiner Imagination als Reiseführer entlegene Orte beschreibt. Und es gibt sogar Charaktere mit schriftstellerischen Ambitionen, Bauler zum Beispiel. Aber ebenso wie die erotischen beziehungsweise exotischen Träumereien Huber und Reisers nie Wirklichkeit werden, bleibt auch bei Bauler der literarische Erfolg und der damit verbundene Ausbruch aus der Dienstleistungsgesellschaft eine Illusion. Baulers Kapitel werden

jeweils mit dem Satz eingeleitet: »er wollte schriftsteller werden; er ist angestellter geworden.« Damit wäre an sich schon alles gesagt, der Sieg des Bestehenden schon von vorne herein besiegelt.

Einer hat es aber dann scheinbar doch geschafft, einer, der schon allein mit seinem Namen aus der Reihe fällt. Nix heißt die ominöse zwölfte Figur des Romans. Nix befindet sich nicht mehr im Bürogebäude. Es heißt, er habe seine Frau und Kinder ermordet, sei anschließend zuerst ins Gefängnis und dann in eine psychiatrische Anstalt gekommen und habe sich schließlich umgebracht. Die Hintergründe bleiben unklar. Fraglos ist jedenfalls, dass Nix der Autor einer Erzählung ist, die sein Ex-Kollege Reuter »ins reine geschrieben hat«. Ihr Titel lautet *Die Geschichte von Iese Gnu*. Sie macht die geraden Kapitel der *Dromedare* und damit rund die Hälfte des Romans aus. Roger Manderscheid versinnbildlicht hier die Konfrontation zwischen Kunst und Gesellschaft in der klassisch-romantischen Figur der Dichters, der die Wahrhaftigkeit seines Schaffens mit Wahnsinn und Gesetzeslosigkeit bezahlt.

Nix' Erzählung präsentiert sich denn auch als Zerrspiegel, der die Themen des Romans in fantastisch-grotesker Abwandlung verdichtet und variiert. *Die Geschichte von Iese Gnu* bedient sich großzügig bei Rabelais, Swift und Orwell und erzählt von der Herrschaft der gleichnamigen Figur über eine Stadt, die Luxemburg mehr als ähnelt. Dabei ist dieser Iese Gnu zugleich ein Riese wie auch die Stadt selbst. Geschickt nutzt Manderscheid die Wahrzeichen Luxemburgs, um Figur und Handlungsort zu überblenden. Iese Gnu besitzt etwa einen »hohlen Zahn« und, hier zeigt sich die hauptstädtische Topographie besonders fruchtbar, drei Eichelstämme nebst einem Hochhaus-Phallus. Seine Macht sichert sich Iese Gnu nicht nur durch seine Körpergröße, sondern auch durch die Unterstützung der »Polifei« sowie diverser gesellschaftlicher Gruppen, etwa den »Schwarzhaarigen« und den »Verklärten«. Außerdem hat er die Industrie auf seiner Seite; die Seifenpulverkonzerne liefern ihm eines der Hauptmittel der Kontrolle und Disziplinierung. Die allgemeine Bevölkerung wird auch sonst nach allen Regeln der despotischen Kunst unterdrückt. Jedem wird etwa ein Auge ausgebrannt und im Lauf der Geschichte müssen sich die Untertanen erst einem Redeverbot und schließlich auch einem Gehverbot beugen. Die regelmäßigen Proteste und Aufstände werden derweil ebenso regelmäßig niedergeschlagen. Die Hoffnung der Geknechteten, und auch die erzählerische Aufmerksamkeit von Nix, richtet sich schließlich auf einen gewissen Ferlenghi und seinen Plan für eine »poetische Revolution« im Lande Iese Gnus.

Damit wären wir dann auch wieder bei der Basiskonstellation der *Dromedare*, dem Konflikt zwischen repressiver Gesellschaftsform und geistig-künstlerischer Freiheit. *Die Geschichte von Iese Gnu* fungiert als Allegorie auf diesen Konflikt, mit reichlich Verweisen auf die Zeitgeschichte und den spezifisch luxemburgischen Kontext. Hinter den »Schwarzhaarigen« und »Verklärten« kann man leicht die Konservativen und den Klerus ausmachen, während in den Aufständen gegen die Staatsgewalt so einiges von der 68er Bewegung mitschwingt, die das Großherzogtum mit landestypischer Verspätung er-

reichte. Etwas kryptischer verhält es sich mit den großen Kontrahenten Ferlenghi und Iese Gnu. Beim Urheber der poetischen Revolution ist eine Referenz auf den Beat-Poeten Lawrence Ferlinghetti denkbar. Der Riese Iese Gnu scheint sich dagegen, sofern man seinen Namen um ein »R« zu Riese Gnu ergänzt, in ein Anagramm von »seigneur« aufzulösen. Ein »Mon« an dieses »seigneur« dranzuhängen würde das Spiel aber nun wohl zu weit treiben, die Sache zu sehr vereindeutigen.

Deshalb genug des literarischen Rätselratens! *Die Geschichte von Iese Gnu* bearbeitet also Manderscheids Grundthemen in anderem Modus. Es ist eben in erste Linie eine Geschichte, mit einer richtigen Handlung, im Gegensatz zu den eher deskriptiven, statischen Szenen im Bürogebäude, die sich zum Stillleben zusammenfügen, das der Untertitel des Romans – »ein stilleben für johann den blinden« – ankündigt. Vom ritterlichen Heroismus des luxemburgischen Nationhelden waren wir bislang meilenweit entfernt, aber in Nix' Geschichte scheinen heroische Aktionen, überhaupt Aktionen, plötzlich greifbar nahe. Spannend ist da wohl auch die Frage, wie das Ganze ausgeht, ob der Wechsel ins wahrhaftige Erzählen, ins tatsächlich Romanhafte in diesem Roman andere Möglichkeiten bezüglich einer Veränderung der Gesellschaft mit sich bringt. Wie wir gesehen haben, ist bei den Wagners, Beckers und Kaisers nicht mit einer Umwälzung der Verhältnisse zu rechnen. Lediglich Nix ist dem Leben am Schreibtisch entkommen – mit den bekannten Folgen. Wie ergeht es also den revolutionären Bestrebungen in seinem literarischen Schaffen? Ist ein Umsturz überhaupt im Bereich des Vorstellbaren? Nun, en détail will ich das jetzt nicht verraten. Nur soviel: Wie jeder weiß, verwandeln sich in einer Bananenrepublik Revoluzzer gerne in Diktatoren, sobald sie die Macht ergriffen haben. Plus ça change, plus c'est la même chose.

Es sind also keine allzu guten Aussichten, mit denen uns Roger Manderscheid in die Wirklichkeit entlässt. Die pessimistische Grundhaltung des Romans hätte man allerdings zu Beginn bereits aus seinem Titel herauslesen könnten. Dromedare sind bekanntlich Nutztiere, die sich an das Leben in der Wüste angepasst haben. *Die Dromedare* im Buch sind die braven Angestellten, die tagein tagaus ihrer »métro, boulot, dodo«-Routine nachgehen, im weiteren Sinne aber auch alle Luxemburger und wohl auch Luxemburgerinnen – wobei letztere eher mitgemeint sind, kommen sie doch in Manderscheids Siebzigerjahre Bürowelt kaum vor. Die Revolution bleibt also aus, was bleibt ist allenfalls eine Revolte. Nicht unbedingt die von Camus erhoffte permanente Revolte gegen die Absurdität der Existenz, sondern eine sprachliche Revolte gegen die verwaltete Welt. Eine Revolte, die mit den Mitteln der Literatur geführt wird, den Wirkungsbereich der Literatur aber letztlich auch nicht verlässt.

Das ist er also, der »erste moderne Roman aus Luxemburg«, von dem die Neuausgabe, 1996 bei Op der Lay erschienen, behauptet, er sei »heute aktueller denn je«. Dem möchte ich mich, wiederum fast ein Vierteljahrhundert später, anschließen. Wer nur ein einziges Werk luxemburgischer Literatur lesen möchte, ist mit diesem nicht schlecht beraten, wer das Großherzogtum verstehen will, kommt um den Roman nicht herum. Die

Dienstleistungsgesellschaft hat noch lange nicht ausgedient und wer *Die Dromedare* heute aufschlägt, erkennt darin mehr vom zeitgenössischen Luxemburg wieder, als ihm oder ihr lieb ist. Darüber hinaus ist Roger Manderscheids Roman aber auch ein großes Fest der Sprache – überbordend vor Wortspielen, urkomisch, virtuos. Also, warum nicht *Die Dromedare* lesen, am besten noch heute? Denn, um abschließend nochmal Kaiser zu zitieren: »was morgen wieder vor der tür stehen wird, wissen wir längst: ein neuer, ein verheissungsvoller, ein arbeitsreicher tag.«